

Die Aeneas Welt

Nr. 33

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

• • Hans und Peter. • •

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Nach der Suppe gab es Madeira. Schon schwärmten sie alle zugleich. Beausire erzählte von einem Diner, dem er in San Domingo beigewohnt am Tisch eines Negergenerals. Der alte Roland hörte zu, indem er immer versuchte, zwischen die einzelnen Sätze der Erzählung selber eine Geschichte zu schieben von einem Diner, das einer seiner Freunde in Meudon gegeben und nach dem alle Teilnehmer vierzehn Tage lang krank gewesen. Frau Rosémilly, Hans und seine Mutter schmiedeten Pläne, einen Ausflug zu machen und in Saint-Jouin zu frühstücken. Sie versprachen sich dabei unerbittliches Vergnügen. Peter bedauerte, nicht irgendwo in einer Kneipe am Meeresstrand allein gegessen zu haben, um all' diesem Lärm, Lachen und dieser Freude aus dem Wege zu gehen.

Er überlegte, wie er es nur anfangen sollte, um seinem Bruder seine Befürchtungen beizubringen und ihn zu bereden, auf das angenommene Geld zu verzichten, das er bereits genos, an dem er sich schon im Voraus berauschte. Gewiß würde es ihn hart ankommen, aber es mußte eben sein. Er konnte nicht zögern, der Ruf seiner Mutter stand auf dem Spiele.

Als eine riesige Barbe aufgetragen wurde, kam Roland wieder auf Fischergeschichten zu sprechen. Beausire erzählte Erstaunliches, das er beim Fischen in Gaboon und Sainte-Marie auf Madagaskar, vor allen Dingen aber an der Küste Chinas und Japans erlebt, wo die Fische ebenso verrückte Geschlechter hätten wie die Menschen. Und er erzählte, wie die Thiere aussähen mit ihren großen, goldenen Augen, ihren blauen oder roten Bäuchen, ihren ulkigen Flossen, die wie Fächer waren, ihren halbmondförmigen Schwänzen. Und er machte ihre Bewegungen nach, so daß die Anderen, die ihm zuhörten, bis zu Thränen lachen mußten.

Peter allein schien ungläubig zu sein und brummte: „Es ist gar nicht so falsch, wenn man behauptet, daß die Normannen im Norden aufschneiden wie die Gasconner im Süden.“

Nach dem Fisch gab es eine Blätterteig-Pastete, dann ein gebackenes Huhn, Salat, frische Bohnen und eine Perchenpastete aus Bithuniers. Das Mädchen von Frau Rosémilly half beim Serviren. Und die Fröhlichkeit wuchs mit der Zahl der getrunkenen Gläser. Als von der ersten Champagnerflasche der Pfropfen sprang, ahnte der alte Roland, der schon sehr heiter war, mit dem Munde das Geräusch des Pfropfenknallens nach und sagte: „Das ist mir lieber als ein Pistolenknall.“

Peter ärgerte sich immer mehr und antwortete neckend: „Das mag schon sein, und doch ist's gefährlicher für Dich.“

Roland, der eben trinken wollte, setzte sein volles Glas wieder auf den Tisch und sagte: „Warum denn?“

Seit Langem schon klagte er über seine Gesundheit, über Schwere in den Gliedern, Schwindel, anfalls, mannsgelehtes, unerklärliches Uebelbefinden.

Der Doktor meinte: „Weil die Pistolenkugel sehr gut neben Dir vorbei fliegen kann, während das Glas Wein Dir unbedingt in den Leib geht.“

„Und dann?“

„Dann brennt es Dir den Magen, bringt Dein Nervensystem in Unordnung, erschwert die Blutzirkulation und bereitet langsam einen Schlaganfall vor, der allen Menschen Deines Temperaments droht.“

Die beginnende Trunkenheit des ehemaligen Intellektuels schien weggeblasen wie eine Rauchwolke. Und er blickte seinen Sohn mit starren, entsetzten Augen an, um zu sehen, ob er nicht etwa einen Scherz mache.

Aber Beausire rief: „Diese verfluchten Netze sind sich immer gleich! Trink nicht, is nicht, liebe nicht, tanze nicht. Alles könnte dem lieben, kleinen Wohlergehen schaden. Na, ich habe das Alles gemacht, in allen Weltgegenden, wo ich nur konnte, und so viel ich's nur konnte, und 's ist mir doch nicht schlecht bekommen.“

Peter antwortete etwas scharf: „Erstens 'mal, Kapitän, sind Sie kräftiger als mein Vater. Dann sprechen alle Lebemänner so wie Sie, bis zu dem Tag, wo sie Und am nächsten Tage kommen sie nicht zum vorsichtigen Arzt und sagen: 'Sie hatten recht, Doktor'. Wenn ich sehe, daß mein Vater das thut, was für ihn am schlechtesten und gefährlichsten ist, habe ich doch wohl das Recht, ihn zu warnen. Ich müßte ein schlechter Sohn sein, wenn ich anders handelte.“

Frau Roland war außer sich und redete nun auch ihrerseits hinein: „Aber, Peter, was hast Du denn? Einmal wird's ihm doch nicht schaden. Denk' doch 'mal, was für ein Festtag heute für ihn ist, für uns Alle ist. Du wirfst uns noch die ganze Freude verderben. Das ist nicht hübsch von Dir.“

Er brummte und zuckte die Achseln. „Er kann ja thun was er will. Ich habe gewarnt.“

Aber der alte Roland trank nicht. Er blickte sein Glas an, sein Glas voll leuchtend hellen Weines, dessen leichte, trunken machende Seele in kleinen Kügelchen davonflog, die vom Boden kamen, aufstiegen, schnell und eilig, sich an der Oberfläche zu verflüchtigen. Er sah das Glas an mit dem Nitzstrahlen eines Fuchses, der ein todt's Huhn gefunden hat und eine Falle fürchtet.

Er fragte zögernd: „Glaubst Du, daß es mir sehr schaden könnte?“

Peter hatte Gewissensbisse und warf sich vor,

daß er die Anderen störte durch seine schlechte Laune: „Na, einmal kannst Du ja trinken, aber nicht wieder. Es darf nur nicht zur Gewohnheit werden.“

Da hob der alte Roland sein Glas, ohne sich jedoch noch entschließen zu können, es an den Mund zu setzen. Er betrachtete es schmerzlich, mit Begierde und Furcht zugleich. Er berosch es, kostete, trank Schluck auf Schluck, schmektete, das Herz voll Beklemmung, Schwäche und doch Gier. Dann, sobald er den letzten Tropfen getrunken, that es ihn leid.

Da begegnete plötzlich Peter's Auge dem der Frau Rosémilly. Es ruhte auf ihm. Klar und blau, durchdringend und hart. Und er fühlte, durchdrang und errieth den klaren Gedanken, der dieser Blick befeuerte, den Blick dieser einfachen, kleinen Frau mit geradem Verstand, dieser Blick, der da sagte: „Du bist neidisch, mein Lieber, das ist schändlich!“

Er neigte den Kopf und begann wieder zu essen.

Er hatte keinen Hunger und fand Alles schlecht. Der Wunsch, fortzugehen, quälte ihn, der Wunsch, nicht mehr unter diesen Menschen zu weilen, nicht mehr ihr Schwachen, Scherzen und Lachen zu hören.

Doch der alte Roland, den der Wein wieder zu erregen begann, vergaß bereits die Rathschläge seines Sohnes und ließ sich zärtlich mit einer Flasche Champagner, die beinahe noch voll neben seinem Teller stand. Er wagte sie nicht zu berühren, in der Befürchtung, daß er wieder etwas zu hören bekommen könnte, und überlegte sich, wie er es geschickt anfangen könnte, um sich einzuschleichen, ohne daß Peter etwas sagte. Er verfiel auf eine List, die denkbar einfachste. Er nahm gleichgiltig die Flasche, hielt sie unten am dicken Ende, streckte den Arm aus über den Tisch, um zuerst das leere Glas des Doktors zu füllen. Dann goß er der Reihe nach den Anderen ein, und als er an sein Glas kam, schwakte er möglichst laut und goß sich etwas ein, so daß Alle bestimmt glauben mußten, es wäre in der Zerstretheit geschehen. Uebrigens achtete auch Niemand darauf.

Peter trank eine ganze Menge, ohne weiter nachzudenken. Nervös erregt nahm er den hohen Krystallfisch, in dessen durchsichtigem Inhalt man die Blasen steigen sah, alle Augenblicke in die Hand, setzte ihn mit unbewusster Bewegung an die Lippen, dann ließ er das Getränk langsam in den Mund fließen, um auf der Zunge das leise gezuckerte Prickeln der entweichenden Kohlenäure zu spüren.

Allmählig erfüllte süße Wärme seine Adern. Sie kam vom Leib herauf, der den Körper zu heizen schien, stieg in die Brust, vertheilte sich in allen Gliedern, in seinem ganzen Fleisch, wie eine laue, wohlthuende Welle, die Freuden mit sich bringt. Er fühlte sich besser, weniger unzufrieden. Und sein

Entschluß, noch heute Abend mit dem Bruder zu sprechen, verblich mehr und mehr. Nicht daß ihm der Gedanke gekommen wäre, es überhaupt aufzugeben, aber er wollte die angenehme Stimmung, die er jetzt empfand, nicht so schnell stören.

Beaufire erhob sich, um den Toast auszubringen. Er sah sich im Kreise um und sprach: „Meine schönsten Damen und liebwürdigen Herren! Wir sind hier vereint, um ein glückliches Ereignis zu feiern, das einen unserer Freunde betroffen hat. Früher sagte man, das Glück sei blind. Ich glaube, es war nur kurzzeitig oder böse und hat jetzt ein wundervolles Marinerglas an die Augen gesetzt, so daß es im Stande gewesen ist, im Hafen von Havre den Sohn unseres braven Kameraden Roland, des Kapitän der „Perle“ zu erkennen.“

Allgemeines Bravo klang, und man klatschte in die Hände. Und der alte Roland erhob sich, um zu antworten. Nachdem er sich geräuspert, denn er fühlte etwas in der Kehle sitzen, und die Junge war ihm schwer, begann er zu flötern: „Danke, Kapitän! Herzlichen Dank für mich und meinen Sohn. Ich werde nie vergessen, was Sie bei dieser Gelegenheit getan haben. Ich trinke auf Alles, was Sie wünschen.“

Er hatte Augen und Nase voll Thränen und setzte sich, weil er nicht weiter wußte.

Hans ergriff nun lachend das Wort: „Ich,“ sagte er, „muß danken. Unseren trefflichen Fremden, unseren lieben Fremden (er sah Frau Rosémilly an), die mir heute diese rührende Probe ihrer Zuneigung geben. Aber ich kann durch Worte meine Dankbarkeit nicht bezeugen. Ich werde sie Ihnen morgen bezeugen, in jedem Augenblicke meines Lebens, immer. Denn unsere Freundschaft ist nicht von jenen, die da vergehen.“

Die Mutter stammelte ganz gerührt: „Sehr gut, mein liebes Kind!“

Aber Beaufire rief: „Na, Frau Rosémilly, nun reden Sie mal im Namen der Damen.“

Sie erhob ihr Glas und sagte sehr nett, in einem etwas traurigen Ton: „Ich trinke auf das gegenseitige Andenken des Herrn Maréchal.“

Ein paar Minuten war Alles still, ein passendes Schweigen, wie nach einem Gebet. Und Beaufire, der immer gleich etwas Artiges wußte, sagte: „So etwas Parties kann nur eine Dame finden.“

Dann wandte er sich zum alten Roland: „Sag mal, wer war denn eigentlich dieser Maréchal? Ihr war's wohl diese Fremde mit ihm?“

Der Alte, den der Wein in rührselige Stimmung gebracht, fing an zu weinen und stammelte mit gebrochener Stimme: „Ein Bruder... weißt Du... Einer von jenen Leuten, die es nie wieder giebt... Wir trennten uns niemals... er ist bei uns jeden Abend... er lud uns zum Theater ein... Ich sage nur das... nur das... ein wirklicher Freund... ein wirklicher. Nicht wahr, Laïse?“

Seine Frau antwortete einfach: „Ja, er war ein treuer Freund.“

Peter blühte Vater und Mutter an. Aber da man von anderen Dingen sprach, begann er wieder zu trinken. Dem Gede dieses Abends blieb ihm keine Erinnerung mehr. Man hatte noch Kaffee getrunken, so und so viel Schokolade und unter allerlei Scherzen gelacht. Gegen Mitternacht ging er zu Bett, mit verflärten Sinnen und schwermem Kopf, und bis zum anderen Morgen wußte er wie todt.

IV.

Dieser von Champagner- und Chartreusegeistern wuschelnde Schlaf hatte ihn ohne Zweifel beruhigt und wieder gestimmt, denn er dachte in wohlwollender Laune auf. Er beschloß seine Gedanken vom Tag vorher, was sie ihm ab, zog einen Schlupf, machte klar und vollständig die thierischen Geheimnisse und persönlichen Neugierigkeiten, zugleich auch Alles, was äußerlich besah oder begreift werden konnte, festzustellen.

Die Reflexion konnte ja natürlich den gewöhnlichen Gedanken geholt haben, die über einer Professur, als sie es sah, daß nur einer der Edlen Roland's war. Aber verächtlichen diese Geschöpfe nicht immer, ohne auch nur den Schatten eines Grundes, alle aufhängen können? Beschäftigen, verstanden,

schmähen sie nicht immer die Frauen, deren Reinheit sie ahnen? Jedesmal, wenn man in ihrer Gegenwart eine anständige Dame erwähnt, ärgern sie sich, als hätte man sie beleidigt, und rufen: „Ach, weißt Du, die verheirateten Frauen, die kenne ich, das ist 'ne schöne Gesellschaft. Die haben noch viel mehr Viehhaber als wir. Sie verbergen sie nur, weil sie heucheln. Die können mir gestohlen werden.“

In jedem anderen Fall hätte er das, was diese Kreatur über seine arme, so gute, so einfache, so ehrwürdige Mutter sagte, gar nicht begriffen oder hätte keinen Werth darauf gelegt. Aber die Eifersucht wühlte in ihm und trübte seinen Blick. Ziellos hatte auch seine erregte Phantasie, die, ohne daß er es selbst wollte, Alles, was seinem Bruder schaden konnte, angriff, dieser Biernymphen einen schlechten Gedanken untergeschoben, den sie gar nicht gehabt hatte. Es war wohl möglich, daß nur seine Einbildung, diese Einbildung, die er nicht beherrschen konnte, die ohne seinen Willen immer arbeitete, fest und frei in der Welt der Gedanken umherflog und ab und zu gar nicht einzugestehende, schimpfliche Vorstellungen weckte, die sie in den Tiefen seiner Seele barg, in heimlichen Schlingen wie gestohlenes Gut; daß diese Einbildungskraft ganz allein diesen furchtbaren Zweifel geschaffen und erfunden hatte. Sein eigenes Herz hatte gewiß Geheimnisse für ihn. Und hatte dieses verwundete Herz nicht in diesem widerlichen Zweifel ein Mittel gefunden, seinen Bruder um die Erbschaft zu bringen, um die er ihn beneidete? Er hatte sich jetzt selbst im Verdacht und beharrte alle Geheimnisse seiner Seele, wie ein gläubiger sein Gewissen.

Frau Rosémilly hatte ganz gewiß, obgleich ihre Geistesgaben beschränkt waren, den Takt, das Ahnen und das feine Gefühl der Frauen. Und dieser Gedanke war ihr doch nicht gekommen, da sie mit größter Neutralität auf das Gedächtnis des seligen Maréchal getrunken. Sie hätte das bestimmt nicht gethan, wenn sie den geringsten Verdacht gehegt. Jetzt zweifelte er nicht mehr daran, daß seine Unzufriedenheit über das plötzliche Glück, das seinem Bruder in den Schooß gefallen, und gewiß auch seine unerblickliche Liebe für seine Mutter seine Zweifel übertrieben hatten, fromme und ehrwürdige Zweifel, die aber doch ungerechtfertigt waren.

Als er zu diesem Schluß kam, freute er sich, wie man sich über ein gutes Werk freut, das man gethan hat, und nahm sich vor, gegen alle Welt nett zu sein und damit bei seinem Vater zu begnügen, dessen ganze Gedankenwelt, thörichte Nebenarten und oberflächliche Behauptungen, dessen zu auffallende Mittelmäßigkeit ihn fortwährend ärgerten.

Er kam zur rechten Zeit zum Frühstück zurück und unterhielt die ganze Familie durch seinen Geist und seine gute Laune. Die Mutter sagte glücklich zu ihm: „Mein kleiner Peter, Du weißt gar nicht, wie amüßant und geistreich Du bist, wenn Du nur willst.“

Und er redete, er fand Wortspiele, schilderte ihre Bekannten, so daß sie Alle lachten. Beaufire diente zur Zielscheibe seiner Witze und auch ein wenig Frau Rosémilly. Aber auf milde Art, nicht gar zu bosartig. Und er dachte, indem er seinen Bruder ansah: „Na, da vertheidige sie doch! Dein Geld nützt Dir gar nichts, ich schiebe Dich doch bei Seite, wenn's mir paßt.“

Als sie beim Kaffee waren, sagte er zu seinem Vater: „Frachst Du die „Perle“ heute?“

„Nein, mein Junge.“
„Kann ich mit Jean-Bart hinaus fahren?“
„Ja, so wie Du willst.“

Er kaufte sich eine gute Zigarre im ersten Tabak-Trank, und ging guter Laune zum Hafen hinunter. Er sah nach dem Klaren, leuchtenden Himmel auf, er im hellen Blau frisch wie vom Seewind gerinnigt glänzte. Der Matrose Papagris, Jean-Bart genannt, lag schlafend im Schiff, das er täglich, wenn früh nicht geschickt worden war, bereit halten mußte.

„Was, Alter, wir fahren zusammen!“ rief Peter. Er zog die eiserne Leiter vom Quai hinauf und sprang in's Schiff.

„Was für 'nen Wind giebt's?“ fragte er.

„Ostwind, Herr Peter. Draußen weht 'ne fleckige Brise.“

„Na, Alter, denn los.“
Sie zogen das Focksegel auf, lüfteten den Anker und das freie Schiff begann langsam über das ruhige Wasser dem Hafenausgang zuzugleiten.

Der leichte Wind, der aus den Straßen herab blies, traf oben das Segel so schwach, daß man nichts davon spürte und die „Perle“ den Einbruch machte, als habe sie eigenes Leben, als rege sie sich wie die Schiffe, die eine geheimnißvolle Kraft, die in ihnen liegt, vorwärts treibt.

Peter hatte die Nückerpinne in die Hand genommen; die Zigarre zwischen den Fingern, die Wein von sich gestreckt, sah er mit bei den blendenden Sonnenstrahlen halb geschlossenen Augen die großen getheerten Pfähle des Wellenbrechers an sich vorbeiziehen.

Als sie an der Nordspitze des Hafendaumes der sie bisher beschützt, das offene Meer erreichten wurde der Wind stärker und traf Gesicht und Hände des Doktors wie eine etwas kalte Liebkosung, blies ihm in die Brust hinein, daß sie sich blähte und er ihn tief seufzend einzog, füllte das braune Segel, das sich anfang zu runden, und drückte die „Perle“ zur Seite nieder, daß sie schneller dahinschoß.

Jean-Bart hißte plötzlich das Focksegel, dessen Dreieck windgefüllt einem Flügel gleich. Dann eilte er mit zwei langen Schritten nach hinten und baute das Bramsegel ab, das am Mast lag.

Leise und lebhaft schäumte und gurgelte das Wasser an der Barke, die sich plötzlich auf die Seite legte und es nun mit aller Geschwindigkeit durchschnitt.

Bei jeder Welle, die sie traf — kurz und schnell hintereinander — bekam die „Perle“ einen Stoß vom Bugspit bis zum Steuer, das in Peter's Händen bebte. Und als der Wind ein paar Sekunden lang stärker blies, spritzten die Fluthen über Bord, als wollten sie die Barke füllen. Ein Liverpooler Kohlen dampfer lag vor Anker, um die Fluth abzuwarten. Sie kamen hinten um ihn herum, dann liefen sie an allen den Schiffen, eines nach dem anderen, vorüber, die auf der Höhe lagen, und fuhren dann etwa weiter hinaus, um den Blick auf die Klippe zu haben.

Drei Stunden lang irrte Peter so ruhig und zufrieden auf der bewegten Fluth umher, indem er dieses Ding aus Holz und Leinwand, das ging um kam unter dem Druck seiner Hand, wohin er wollte steuerte wie ein stinkes, gelehriges, beflügeltes Thier. Er träumte, wie man nur auf dem Rücken des Pferdes träumt oder auf dem Deck eines Schiffes dachte an seine Zukunft, die schön sein würde, wie prächtig es wäre, sich sein Leben vernünftig einzurichten. Gleich morgen wollte er seinen Verlobten bitten, ihn auf drei Monate fünfzehnhundert Franke zu borgen, um sich dann gleich in der hübschen Wohnung Boulevard Franz I. einzurichten.

Der Matrose sagte plötzlich: „Der Nebel fällt ein, Herr Peter. Wir müssen zurück.“

Er blickte auf und gewahrte gegen Norden einen grauen, tiefen, leichten Schatten, der den Himmel einnahm und das Meer verdeckte und auf sie zu lief wie eine von oben herabgestaute Wolke. Sie legte bei. Und den Wind im Rücken ging es nun wieder dem Hafen zu, von der Nebelwand gefolgt, die ihnen näher kam. Als sie die „Perle“ berührte und nicht einhüllte, lief es kalt über Peter's Glieder und ein Geräusch von Rauch und Schimmel, das sonderbare Geräusch der Seenebel, ließ ihn den Mund schließen, um den eifigen feuchtigen Dunst nicht einzuathmen. Als die Barke im Hafen an der gewöhnlichen Stelle wieder fest machte, war schon die ganze Stadt von dem Nebeldunst erfüllt, der, ohne niederzufallen, Alles näßte wie ein Regen, und über Häuser und Straßen hinglitt wie ein strömender Fluß.

Peter kehrte mit eiserharten Händen und Füßen heim und warf sich auf's Bett, um bis zum Morgen zu schlafen. Als er in's Schlafzimmer kam, sagte die Mutter zu Hans:

„Die Glashalle wird reizend. Dort stellen wir Blumen hin, Du wirst mal sehen. Ich will schon dafür sorgen, daß sie blühen und immer erneuert werden. Wenn Du ein Fest giebst, wird das aussehn wie die reine Feenpracht.“

„Wobon spricht Ihr denn?“ fragte der Doktor.
 „Von einer reizenden Wohnung, die ich für
 Hans gemietet habe. Ein wirklicher Fund. Ein
 Halbgeschloß mit der Front nach zwei Straßen. Es
 enthält einen Salon, eine Glas-Galerie, ein kleines,
 rundes Wohnzimmer. Ganz reizend für einen Jung-
 gesellen.“

Peter ward bleich, der Zorn stieg in ihm auf:
 „Wo liegt es denn?“ fragte er.

„Boulevard Franz I.“
 Er zweifelte nicht mehr und setzte sich in so
 wüthender Stimmung, daß er am liebsten gerufen
 hätte: „Das ist aber zu toll! Muß er denn Alles
 haben?“

Die Mutter war strahlend und redete immer
 weiter: „Und dann den! Dir 'mal, ich habe das für
 hunderttausendhundert Franken bekommen. Es sollte
 dreitausend kosten, aber ich bekam es zweihundert
 billiger, da ich einen Kontrakt gemacht habe auf drei
 Jahre, der immer um drei Jahre verlängert werden
 kann. Das ist eine wundervolle Wohnung für
 Deinen Bruder. Ein Advokat braucht nur eine an-
 ständige Wohnung zu haben, dann macht er schon
 Karriere. Das zieht die Leute an, verflücht sie,
 giebt ihnen Vertrauen. Und dann weiß man gleich,
 daß jemand, der in so einer Wohnung wohnt, auch
 seine Dienste sich theuer bezahlen läßt.“

Sie schweig ein paar Sekunden und fuhr dann
 fort: „Wir müssen was Nützliches für Dich finden.
 Natürlich etwas bescheidener, da Du nichts hast, aber
 trotzdem sehr nett. Ich glaube sicher, das würde
 Dir viel helfen.“

Peter antwortete wegwerfend: „Ach, ich will
 meinen Weg durch Arbeit und Können machen.“

Die Mutter fuhr fort: „Ja. Aber ich glaube
 sicher, daß eine hübsche Wohnung Dir eine große
 Hilfe sein würde.“

Während des Essens fragte er plötzlich:
 „Woher kanntet Ihr eigentlich den Maréchal?“

Der alte Roland blinzelte auf und dachte nach.

„Warte 'mal, das weiß ich nicht mehr genau.
 Es ist so lange her. Ja, ja, ich weiß es. Die
 Mama hat ihn im Laden kennen gelernt. Nicht
 wahr, Luise?“ Er hatte irgend etwas bestellt. Und
 dann kam er immer wieder. Wir hatten ihn als
 Kunden, ehe er unser Freund wurde.“

Peter aß Bohnen und pickte sie einzeln mit der
 Gabel auf, als spielte er sie auf einen Degen, und
 sagte: „Wann ist denn das gewesen, als Ihr ihn
 kennen lerntet?“

Roland überlegte es sich wieder, kam aber nicht
 darauf und wollte, daß seine Frau seinem Gedächtnis
 nachhelfen sollte.

„Wart' 'mal, Luise, welches Jahr war denn
 das? Du wirst's ja noch wissen, Du hast ja so'n
 gutes Gedächtnis. Warte 'mal, das war —
 das war fünfundsünfzig oder sechsundsünfzig. Ueber-
 leg' Dir doch 'mal, Du mußt's doch besser wissen,
 als ich.“

Sie überlegte es sich in der That, dann sagte
 sie ruhig und sicher: „Das war achtundsünfzig,
 Vater. Peter war damals drei Jahre alt. Ich
 weiß ganz bestimmt, daß ich mich nicht irre, denn
 das war in dem Jahre, wo das Kind Scharlach
 hatte. Und Maréchal, den wir noch sehr wenig
 kannten, war uns eine große Hilfe.“

Roland rief: „Das ist wahr! Das ist wahr!
 Er benahm sich sogar großartig. Als Deine Mutter
 vor Müdigkeit nicht mehr konnte und ich im Laden
 zu thun hatte, ging er in die Apotheke, um Deine
 Medizin zu holen. Er war wirklich ein guter
 Kerl. Und als Du gesund warst, hättest Du 'mal
 sehen sollen, wie er sich freute und Dich küßte.
 Von dem Tage ab wurden wir dicke Freunde.“

Und plötzlich traf mit aller Heftigkeit der Ge-
 sanke Peter's Seele, wie eine Kugel, die ein Loch
 macht und Alles zertrümmert: „Da er mich doch zuerst
 kannte und er so nett zu mir war, da er mich gern
 hatte und mich so oft geküßt hat, und da ich der
 Grund war zur engen Freundschaft mit meinen
 Eltern, wie kommt es dann, daß er sein ganzes
 Geld meinem Bruder vermacht hat und mir nichts?“

Er fragte nicht weiter, blieb, mehr innerlich
 beschäftigt, als träumend, finster sitzen. Eine neue

Unruhe war über ihn gekommen, noch etwas Un-
 bestimmtes, der geheime Keim einer neuen Qual.

Er ging zeitig fort und irrte durch die Straßen.
 Sie lagen in tiefem Nebel, der die Nacht drückend,
 finster und unangenehm machte. Es war, als
 drückte ein Pestilenzhauch auf die Erde. Er schien
 über die Straßenlaternen hinzuhuschen und sie
 manchmal wie zu verblühen; das Pflaster auf der
 Straße wurde schlüpfrig, wie wenn Glätteis wäre,
 und aus dem Innern der Häuser schienen alle
 Uebelgerüche auszufließen, der Gestank aus den
 Kellern, Gruben und Gassen, aus armseligen Küchen,
 um sich mit dem gräßlichen Gerüche dieses fliegen-
 den Nebels zu verbinden.

Peter machte den Rücken krumm, versenkte die
 Hände in die Taschen. Da er bei der Kälte nicht
 draußen bleiben wollte, ging er zu Marowisko.

Der alte Apotheker saß beim Scheine seiner
 einen Gasflamme, die für ihn wachte, und schlief.
 Als er Peter erkannte, den er liebte wie ein treuer
 Hund, schüttelte er seinen Stumpf ab, holte
 zwei Gläser und den Schnaps.

„Nun,“ fragte der Doktor, „wie steht's mit dem
 Liqueur?“

Der Pole erzählte, daß vier der Hauptcafés in
 der Stadt ihn vertreiben wollten und daß die beiden
 Zeitungen „Der Leuchtturm“ und „Der Telegraph
 von Havre“ versprochen hätten, Neklame für ihn zu
 machen, wofür er den Redakteuren einige Apotheken-
 produkte überlassen wollte.

Nach langem Schweigen fragte Marowisko, ob
 Hans schon endgültig das Geld bekommen hätte.
 Dann stellte er noch zwei oder drei allgemeine
 Fragen darüber. Seine zürliche Vorliebe für Peter
 empörte diese Bevorzugung. Und Peter meinte,
 ihn denken zu hören, errieth und verstand, las in
 seinen rollenden Augen, dem zögernden Tone seiner
 Stimme die Worte, die ihm auf die Lippen kamen
 und die er doch nicht äußerte, die er nie sagen
 würde, er, der so vorsichtig, so zurückhaltend, so
 verschlagen war.

Er zweifelte jetzt nicht mehr daran, der Alte
 dachte: „Ihr hättet ihn die Erbschaft nicht an-
 nehmen lassen dürfen, denn man wird von Eurer
 Mutter Vieles reden.“ Vielleicht dachte er sogar,
 Hans sei Maréchal's Sohn. Ja, das dachte er
 ganz bestimmt. Und wie sollte er es auch nicht
 denken? Die Sache schien so wahrscheinlich, augen-
 scheinlich und sicher. Kämpfte er, der Sohn, er, Peter
 selbst, nicht seit drei Tagen mit aller Kraft da-
 gegen, mit allen Beweggründen seiner Seele, um
 die Vermuthung zu bekämpfen? Kämpfte er nicht gegen
 diesen schrecklichen Verdacht? (Fortsetzung folgt.)

Explosionen.

Von Carl Schlegel.

Die gefährlichsten Erscheinungen, die man unter
 dem Namen „Explosionen“ zusammenfaßt,
 können auf sehr verschiedenen Ursachen beruhen.

Dies erhellt sofort, wenn wir uns vergegen-
 wärtigen, daß man z. B. von der Explosion eines
 Dampfkessels spricht, daß man aber auch die gewalt-
 same Zerlegung eines Sprengstoffes, z. B. des Dyna-
 mits, eine Explosion nennt. Die beiden angeführten
 Beispiele können als typisch gelten.

Zur ersten Falle, bei der Explosion des Dampf-
 kessels, kommt keine Substanz in Frage, die infolge
 ihrer chemischen Zusammensetzung an sich irgendwie
 explosive Eigenschaften hat, sondern es sind hier Um-
 stände mechanischer oder, wenn man will, physikalischer
 Natur, die die gewaltthätige Erscheinung der Explosion
 bewirken.

Im zweiten Falle, beim Dynamit, dagegen ist es
 die eigenthümliche chemische Beschaffenheit des wesent-
 lichen Bestandtheils im Dynamit, des Nitroglycerins,
 die die Explosion bewirkt, in Verbindung allerdings
 mit den für die Einleitung der Explosion nöthigen
 äußeren Bedingungen, das ist z. B. beim Nitro-
 glycerin der elektrische Funke oder starker Druck

oder Stoß. Man kann die erste Art von Explosionen
 physikalische, die zweite chemische Explosionen nennen,
 wobei wir im Auge behalten, daß „physikalisch“ die-
 jenigen Gesetze und Erscheinungen heißen, die die
 Beziehungen der Massen zueinander betreffen, wäh-
 rend sich die Chemie mit der Zusammensetzung der
 Körper befaßt, also mit den Beziehungen, die zwischen
 den kleinsten vermittelten Theilchen der Substanzen,
 den Molekülen und Atomen, bestehen.

Eine Explosion physikalischer Natur wird stets
 dadurch entstehen, daß ein Gefäß dem in demselben
 vorhandenen Druck nicht widerstehen kann und daher
 gewaltsam unter Knall auseinandergerissen wird.
 Der Knall entsteht natürlich durch die ungeheuer
 schnelle Bewegung der Luftwellen, die die plötzlich
 in großen Mengen ausströmenden Gase verursachen.

In den meisten Fällen ist eine derartige Ex-
 plosion mit einer Veränderung des Aggregatzustandes
 der dieselbe verursachenden Substanz verbunden. Unter
 Aggregatzustand versteht man bekanntlich den festen,
 flüssigen oder gasförmigen Zustand, in dem sich ein
 Körper befindet.

Nun sind Veränderungen des Aggregatzustandes
 im Allgemeinen mit Aenderungen des Volumens ver-
 knüpft; beim Uebergang von dem festen in den
 flüssigen Zustand sind diese Veränderungen nicht sehr
 erheblich. So nimmt Eis einen etwas größeren
 Raum ein als dieselbe Gewichtsmenge Wasser.
 Flüssigkeiten nun sind sehr wenig elastisch, lassen
 sich daher nur ganz wenig zusammendrücken und
 üben infolgedessen, wenn sie comprimirt werden,
 einen ungeheuren Druck auf die Gefäßwände aus,
 von denen sie eingeschlossen sind. Daher kann man
 starke eiserne Gefäße sprengen, wenn man dieselben
 mit Wasser vollgefüllt dem Frost aussetzt. Ein
 solches Sprengen von Gefäßen kann man jedoch
 keine Explosion nennen, da es nicht mit einem ge-
 waltthätigen Auseinanderfliegen der Theile des Ge-
 fäßes nach allen Windrichtungen, sondern nur mit
 einem Aufreißen verbunden ist. Der Grund hierfür
 liegt eben darin, daß die Volumenvermehrung, die
 Wasser beim Gefrieren erleidet, eine nur geringe ist.

Anderes liegen die Dinge, wenn Flüssigkeiten in
 den Gaszustand übergehen. Hier ist die Volumen-
 vergrößerung eine ganz enorme, und damit sind die
 Bedingungen für eine Explosion gegeben. Ein Liter
 Wasser nimmt in Dampfform den Raum von
 1235 Litern ein.

Eine Wassermenge also, die in einem festver-
 schlossenen oder nur mit geringen Ableitungen ver-
 sehenen Gefäß in den Dampfzustand übergeführt
 wird, wird das Gefäß zur Explosion bringen, wenn
 die Wände desselben nicht kräftig genug sind, um
 dem durch die Volumenvergrößerung entstandenen
 Druck zu widerstehen.

Es ist natürlich für die Explosion eines Gefäßes
 nicht unbedingt notwendig, daß ein flüssiger Körper
 vergast wird; ein gasförmiger Körper, der in einem
 Gefäß eingeschlossen ist, kann, wenn er durch Er-
 hitzen ausgedehnt wird, ebenfalls die Explosion
 eines Gefäßes bewirken. Wenn man z. B. einen
 kleinen Gummiballon, wie er als Kinderspielzeug
 viel im Gebrauche ist, eine Zeit lang in heißes
 Wasser hält, so wird er in den meisten Fällen nach
 kurzer Zeit mit Knall explodiren.

Bei den Dampfkessel-Explosionen sind noch einige
 Momente zu berücksichtigen, die zur Entfaltung der
 Katastrophe beitragen pflegen.

Zuerst entsteht gewöhnlich an einer schadhaften
 Stelle ein Riß, durch den der Wasserdampf unter
 lebhaftem Zischen zu entweichen beginnt. Dadurch
 wird aber die Gefahr des Explodirens nicht ab-
 gewendet, wie man meinen könnte, sondern gesteigert.
 Das Wasser im Kessel ist weit über seinen Siede-
 punkt überhitzt; der im Kessel vorhandene Druck
 verhindert das vollständige Verköchen des Wassers
 bei seinem normalen Siedepunkte von 100 Grad
 Celsius, daher erlangt es eine weit höhere Tempe-
 ratur, als es in einem offenen Gefäße möglich
 wäre. Wenn nun ein großer Theil des Dampfes
 in die Luft entweicht, womit also die Verbindung
 mit der unter gewöhnlichem Luftdruck stehenden
 Umgebung erreicht ist, so verköcht das überhitzte
 Wasser mit größter Bläsigkeit, es entstehen auf

einmal ungeheure Dampfmen gen, denen dann die Wände des Kessels nicht widerstehen können.

Von dem Unterschied in der Elastizität der Flüssigkeiten und der Gase macht man Gebrauch bei der Prüfung von Gefäßen, die komprimierte oder verflüssigte Gase aufnehmen sollen, und auch bei der Prüfung von Dampfesseln. Diese Prüfung kann natürlich nur eine praktische sein; es wird direkt ermittelt, ob das Gefäß einen starken Druck aushält. Man wendet bei der Prüfung natürlich stets einen höheren Druck an, als den, dem das Gefäß in Wirklichkeit ausgesetzt werden soll.

Wenn man nun aber diese Gefäße mit einem gasförmigen Körper, wie z. B. mit Wasserdampf oder komprimierter Luft, auf ihre Widerstandskraft prüfen wollte, so würde man bei dieser Probe stets eine veritable Explosion zu riskieren haben, nämlich in jedem Fall, wo ein Gefäß die Probe nicht besteht; eine solche Art der Prüfung wäre recht gefährlich. Man prüft daher nicht mit Gasdruck, sondern mit Wasserdruck, welcher, wie wir schon gesehen haben, nicht mit großen Volumenveränderungen verbunden ist und daher nicht eine Explosion, sondern nur ein ungefährliches Bersten des die Prüfung nicht bestehenden Gefäßes verursacht.

Ganz verschieden von den eben gekennzeichneten Explosionen sind diejenigen, die an die eigenartigen chemischen Verbindungen, die man Sprengstoffe nennt, gebunden sind.

Woraus beruht nun der Charakter einer chemischen Substanz als Sprengstoff?

Man weiß, wie vielschwer man nimmt an, daß die chemischen Körper durch gegenseitige Bindung der Atome von denselben Substanzen entstehen, die man heute als Elemente ansieht. Nun kann diese Bindung eine mehr oder minder feste sein; in den Sprengstoffen sind nun gewisse Atomgruppen nur lose an das Gesamtmolekül gebunden, und diese Körper sind daher leicht zerleglich. Dann aber gehört es zum Wesen des Sprengstoffes, daß die freibeweglichen Körper gasförmige Verbindungen sind, die nur solche die plötzliche und intensive Ausdehnung bedingen, die zu einer Explosion gehört, und endlich muß die chemische Zerlegung mit einer heftigen Hitzeentwicklung verbunden sein, da die plötzliche gewaltige Erhöhung der Temperatur das Volumen der entstehenden Gase noch in verstärktem Maße vergrößert.

Nun kommt die Chemie aber Körper, die in trockenem Zustande schon bei der leisesten Berührung, z. B. mit einer Federpfeife, mit jählicher Gewalt explodieren. Solche Stoffe sind natürlich als Sprengstoffe völlig unbrauchbar, vielmehr müssen sich diese wenigstens mit einer verhältnismäßig großen Sicherheit handhaben lassen und nur unter ganz genau bestimmten Bedingungen zur Explosion gelangen. Die geringe Stabilität solcher Verbindungen ist natürlich für die Brauchbarkeit eines Sprengstoffes ganz verwerflich.

Im Bezug auf die Bedingungen, unter denen die Explosion eintritt, herrscht unter den einzelnen Sprengstoffen die größte Verschiedenheit. Zehnpulver z. B. explodiert nur, wenn er völlig trocken ist, aber kann schon durch die leiseste Berührung; Chloräthyl dagegen explodiert nur schwach in völlig trockenem Zustande, während er äußerst heftig explodiert, wenn er von einer dünnen Wasser schicht bedeckt ist. Rödere Schießbaumwolle verbrennt an freier Luft blitzschnell ohne Explosion, in Form eines stark gedrehten Fadens explodiert sie an der Luft nur schwach, mit großer Heftigkeit aber, wenn sie in eine festwandige Kapsel eingeschlossen ist.

Einem der wichtigsten Sprengkörper ist bekanntlich das Dynamit. Im Dynamit ist der eigentliche Sprengstoff das Nitroglycerin. Dieses, eine blartige Flüssigkeit, kann man im Allgemeinen nur durch den elektrischen Funken oder durch starken Druck oder Schlag zur Explosion bringen, während man es, auf eine Platte ausgegossen, gefahrlos anzünden kann.

Man kann ferner ein Nitroglycerin enthaltendes Fläschchen gegen einen Stein werfen, daß es zerbricht, ohne daß das Öl explodiert. Auch läßt es sich durch vorsichtiges Erwärmen ohne Berührung verflüchtigen; fängt es aber dabei lebhaft an zu siedeln, so droht Explosion. Läßt man einen Tropfen Nitroglycerin auf eine mäßig heiße Kupferplatte fallen,

so verflüchtigt es sich ruhig, ist die Platte rothglühend, so entzündet sich der Tropfen unmittelbar und brennt wie ein Pulverkorn ohne Geräusch ab. Wenn dagegen die Platte nicht rothglühend, indessen doch so heiß ist, daß das Nitroglycerin sofort in's Kochen geräth, so zersetzt sich der Tropfen plötzlich unter heftiger Detonation. Der Geschmack des Nitroglycerins ist zuckerartig, brennend und gewürzhaft. Es ist ein starkes Gift und verursacht schon in kleinen Dosen heftiges Kopfweh.

Nitroglycerin entsteht bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Glycerin. Ein Kilogramm Nitroglycerin liefert bei der Explosion 300 Liter Kohlen säure, 150 Liter Stickstoff und 25 Liter Sauerstoff. Der Gasdruck dabei beträgt ungefähr 10 000 Atmo sphären.

Der bekannte Sprengtechniker Nobel erfand in den sechziger Jahren das Dynamit, indem er das Nitroglycerin von porösen Körpern, wie Holztohle oder Kieselgahr, ansaugen ließ. Gewöhnlich besteht das Dynamit aus 75 Theilen Nitroglycerin und 25 Theilen Kieselerde. Es explodiert nicht durch Stoß wie das Nitroglycerin und bedarf einer künstlichen Zündung, wobei es eine ungeheure Gewalt ausübt.

Ein sehr wichtiger Sprengstoff ist die nitrirte, d. h. mit Salpetersäure behandelte Cellulose, das ist Holzstaub oder Baumwolle, die Nitrocellulose. Bei der Nitrirung der Cellulose geht ein Theil des

Moleküls der Salpetersäure, die Nitrogruppe, in das Molekül der Cellulose über. Die explosiven Eigenschaften der nitrirten Cellulose hängen eben davon ab, wie viel Nitrogruppen in die Cellulose eingetreten sind.

So können also bei der Nitrirung der Cellulose je nachdem, wie weit man mit der Nitrirung geht Körper von sehr verschiedener Sprengkraft erzeugt werden. Eine niedrigere Nitrirungsstufe stellt z. B. die Collobiumwolle dar, welche, in Aether oder einem Gemisch von Aether und Alkohol aufgelöst, das Collobium giebt.

Bringt man Collobium als dünnen Ueberzug auf die Haut, so bildet sich nach Verdunsten des Aethers eine fest anhaftende, undurchdringliche Schicht von Collobiumwolle. Daher wird Collobium statt des englischen Pflasters in der Wundbehandlung gebraucht. Giebt man eine dünne Schicht Collobium auf eine Glasplatte, so bleibt nach dem Verdunsten des Lösungsmittels ein äußerst feines Häutchen von Nitrocellulose zurück, das sich abheben läßt.

Auch als Lack die zu gewissen Zwecken besonders brauchbar sind, werden Lösungen von Collobiumwolle in flüchtigen Flüssigkeiten benutzt; es sind die sogenannten Japanlacke. Im Cellulose ebenfalls Collobiumwolle neben Kampfer der Hauptbestandtheile daher die ungeheure Lebhaftigkeit, mit der ein Stückchen Cellulose verbrennt, wenn man es anzündet.

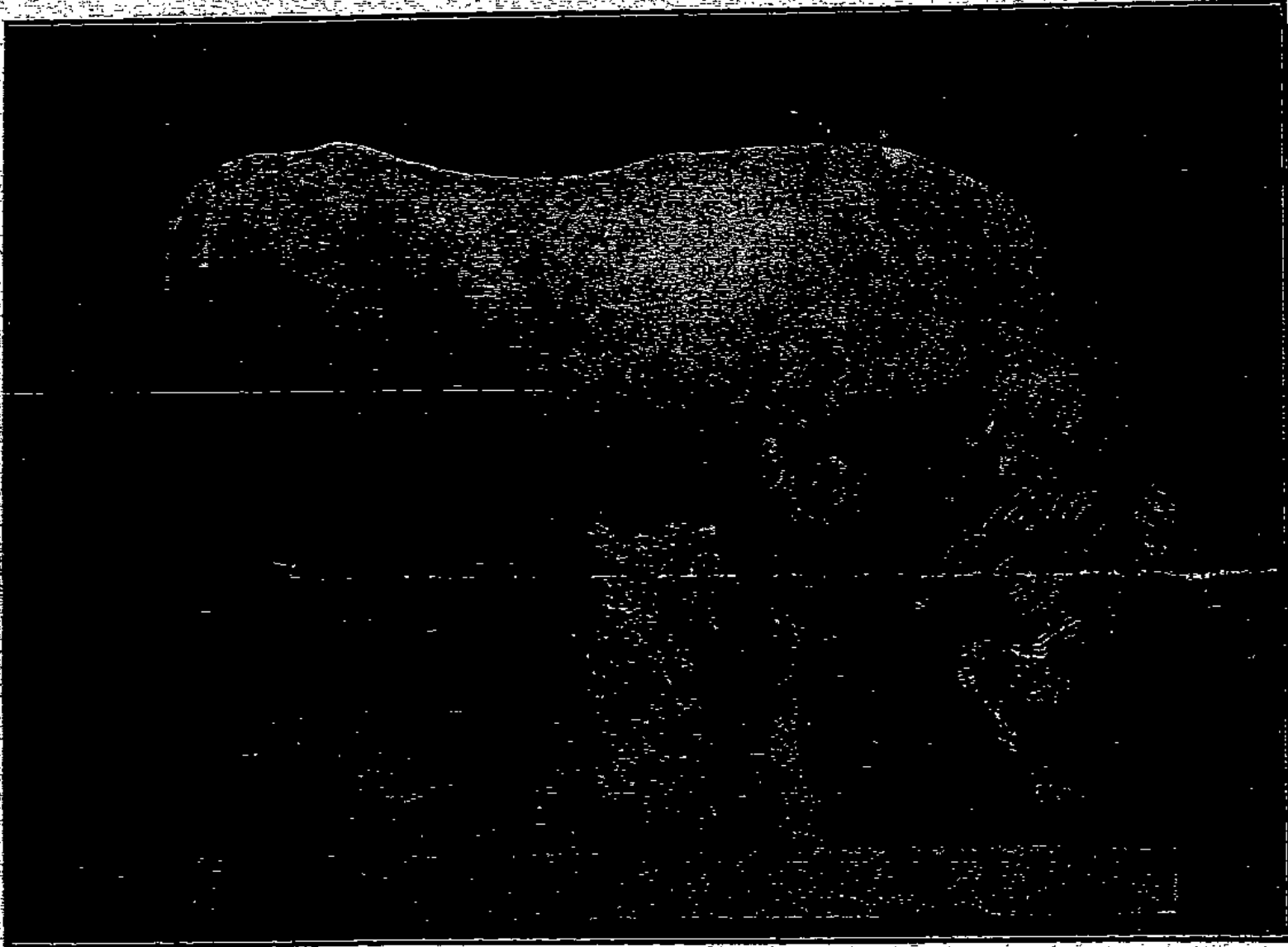
Die eigentliche Schießbaumwolle, die zu Sprengzwecken benutzt ist, also stärker nitrirt als die Collobiumwolle. Bekanntlich ist sie jetzt allgemein eingeführt, sogennant rauchlose, in Wirklichkeit rauchschwarzes Pulver auch Nitrocellulose, ebenfalls eine schwächere Nitrirungsstufe als die eigentliche Schießbaumwolle.

Bekanntlich wurde die Benutzung der Nitrocellulose als Schießpulver erst dadurch möglich, daß es dem Franzosen Vieille im Jahre 1884 gelang, dieselbe durch eine Anzahl von Operationen in die Form eines Pulvers überzuführen.

Auch die Pikrinsäure wirkt unter gewissen Umständen als Sprengstoff, und zwar als ein sehr kräftiger. Sie hat unter gewöhnlichen Umständen keine explosive Wirkung, und das ist natürlich ein großer Vorzug anzusehen; durch eine geringe kräftige Zündmasse kann sie jedoch zur Explosion gebracht werden und wirkt dann sehr heftig. Dagegen sind die pikrinsauren Salze sehr gefährliche Explosivstoffe, die leicht zur Detonation zu bringen sind.

Eine Mischung von Pikrinsäure und Collobiumwolle war das famose „Melinit“, das bei der Bahlagitation von 1887 eine so große Rolle spielte. Es stellte sich nachher heraus, daß dieses Gemisch von Pikrinsäure und Collobiumwolle sich bei Lagern nicht hält und gänzlich unbrauchbar wird. Dagegen ist das, was die Franzosen heute Melinit nennen, jedenfalls nur Pikrinsäure.

Die Chemie weiß Substanzen auf, die außerordentlich kräftige Explosivwirkung haben, die aber so empfindlich gegen die geringsten mechanischen Einflüsse sind und so leicht zur Explosion gebracht werden können, daß an ihre Verwendung zu Sprengkörpern nicht zu denken ist. Dahin gehören die



Ernst Moritz Geyger: Marmorstier.

so verflüchtigt es sich ruhig, ist die Platte rothglühend, so entzündet sich der Tropfen unmittelbar und brennt wie ein Pulverkorn ohne Geräusch ab. Wenn dagegen die Platte nicht rothglühend, indessen doch so heiß ist, daß das Nitroglycerin sofort in's Kochen geräth, so zersetzt sich der Tropfen plötzlich unter heftiger Detonation. Der Geschmack des Nitroglycerins ist zuckerartig, brennend und gewürzhaft. Es ist ein starkes Gift und verursacht schon in kleinen Dosen heftiges Kopfweh.

Nitroglycerin entsteht bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Glycerin. Ein Kilogramm Nitroglycerin liefert bei der Explosion 300 Liter Kohlen säure, 150 Liter Stickstoff und 25 Liter Sauerstoff. Der Gasdruck dabei beträgt ungefähr 10 000 Atmo sphären.

Der bekannte Sprengtechniker Nobel erfand in den sechziger Jahren das Dynamit, indem er das Nitroglycerin von porösen Körpern, wie Holztohle oder Kieselgahr, ansaugen ließ. Gewöhnlich besteht das Dynamit aus 75 Theilen Nitroglycerin und 25 Theilen Kieselerde. Es explodiert nicht durch Stoß wie das Nitroglycerin und bedarf einer künstlichen Zündung, wobei es eine ungeheure Gewalt ausübt.

Ein sehr wichtiger Sprengstoff ist die nitrirte, d. h. mit Salpetersäure behandelte Cellulose, das ist Holzstaub oder Baumwolle, die Nitrocellulose. Bei der Nitrirung der Cellulose geht ein Theil des

cellulose als Schießpulver erst dadurch möglich, daß es dem Franzosen Vieille im Jahre 1884 gelang, dieselbe durch eine Anzahl von Operationen in die Form eines Pulvers überzuführen.

Auch die Pikrinsäure wirkt unter gewissen Umständen als Sprengstoff, und zwar als ein sehr kräftiger. Sie hat unter gewöhnlichen Umständen keine explosive Wirkung, und das ist natürlich ein großer Vorzug anzusehen; durch eine geringe kräftige Zündmasse kann sie jedoch zur Explosion gebracht werden und wirkt dann sehr heftig. Dagegen sind die pikrinsauren Salze sehr gefährliche Explosivstoffe, die leicht zur Detonation zu bringen sind.

Eine Mischung von Pikrinsäure und Collobiumwolle war das famose „Melinit“, das bei der Bahlagitation von 1887 eine so große Rolle spielte. Es stellte sich nachher heraus, daß dieses Gemisch von Pikrinsäure und Collobiumwolle sich bei Lagern nicht hält und gänzlich unbrauchbar wird. Dagegen ist das, was die Franzosen heute Melinit nennen, jedenfalls nur Pikrinsäure.

Die Chemie weiß Substanzen auf, die außerordentlich kräftige Explosivwirkung haben, die aber so empfindlich gegen die geringsten mechanischen Einflüsse sind und so leicht zur Explosion gebracht werden können, daß an ihre Verwendung zu Sprengkörpern nicht zu denken ist. Dahin gehören die

der Farbstoffindustrie sehr wichtigen Diazoverbindungen. Bei der Darstellung von Farbstoffen werden diese Diazoverbindungen in wässriger Lösung oder in Wasser aufgeschwemmt verwendet. Umstände, unter denen sie feinerlei Gefahr bieten. Im trockenen Zustande dagegen sind einige von ihnen höchst gefährliche Sprengkörper.

Ganz besonders gilt dies von der vor etwa einem Jahrzehnt gefundenen Stickstoff-wasserstoff-säure. Schon die Darstellung derselben ist höchst gefährlich und hat schon einem der wenigen Chemiker, die sich damit befaßten, das Leben gekostet.

Wenn man von Jemandem sagen will, daß seine geistige Bedeutung keine allzu große sei, so sagt man, er habe das Pulver nicht erfunden. Warum, ist eigentlich nicht recht einzusehen, denn es giebt Erfindungen, auf deren Ausarbeitung mehr Geist angewendet worden ist, als auf die des sagenhaftesten Franziskanermönches Berthold Schwarz.

Gleichviel; jedenfalls hat die Erfindung des Pulvers doch in den Kriegen einen ungeheuren Umschwung vollzogen, indem, kurz gesagt, an die Stelle des Stehens das Schießen trat, was für den Betroffenen immerhin noch verhältnismäßig weniger unangenehm ist.

Im gewöhnlichen Schießpulver beruht die Sprengwirkung auf einer zweckmäßigen Mischung dreier Substanzen, Salpeter, Kohle und Schwefel, von denen jede für sich keinen Sprengstoffcharakter hat. Hier wirkt der in dem Salpeter vorhandene Sauerstoff auf die verbrennlichen Substanzen Kohle und Schwefel ein.

Während das gewöhnliche Schwarzpulver und die ähnlich diesem zusammengesetzten Mischungen schon durch bloße Verührung mit einem brennenden Körper detoniren, werden die meisten anderen Sprengstoffe mit Hilfe einer sogenannten Initialzündung zur Explosion gebracht. Für diese Initialzündungen wird vorwiegend das Knallquecksilber gebraucht.

Dieses, aus Quecksilber, Salpetersäure und Alkohol dargestellt, ist ein äußerst heftiger Sprengstoff, der durch Reibung mit harten Körpern, durch Schlag oder durch Erwärmen über 150 Grad mit furchtbarer Gewalt explodirt. Die Anwendung des Knallquecksilbers selbst als Schieß- oder Sprengmaterial

so beschaffen sein, daß weniger heftige Erschütterungen unter gewöhnlichen Verhältnissen keine Explosion hervorrufen.

Wie hoch der Gasdruck ist, der bei der Explosion eines Sprengkörpers entsteht, kann man theoretisch einigermaßen annähernd voraus berechnen; indessen

stimmen die durch Rechnung

ermittelten Werthe mit den praktisch ge-

fundenen meist nur schlecht

überein, weil bei der Explo-

sion Faktoren in Betracht

kommen, die sich der Berech-

nung entziehen. Einen Apparat,

um die Sprengwirkung prak-

tisch zu messen, haben die Fran-

zosen Sarrau und Vieille konstru-

irt, der darauf beruht, daß man die Ex-

plosion einer ganz kleinen

Menge eines Sprengstoffes

in einem äußerst festen, ge-

schlossenen Gefäß vor sich

gehen läßt, in welchem die

Kraft der entstehenden Gase

gegen einen Kupfercylinder

drückt, und aus dem mehr oder

minder tiefen Eindruck, den

das Kupfer empfangen hat,

kann man Schlüsse auf

den Druck der Gase ziehen.

Während Druck und Ar-

beitsleistung, die bei einer

Explosion sich entfalten, nur

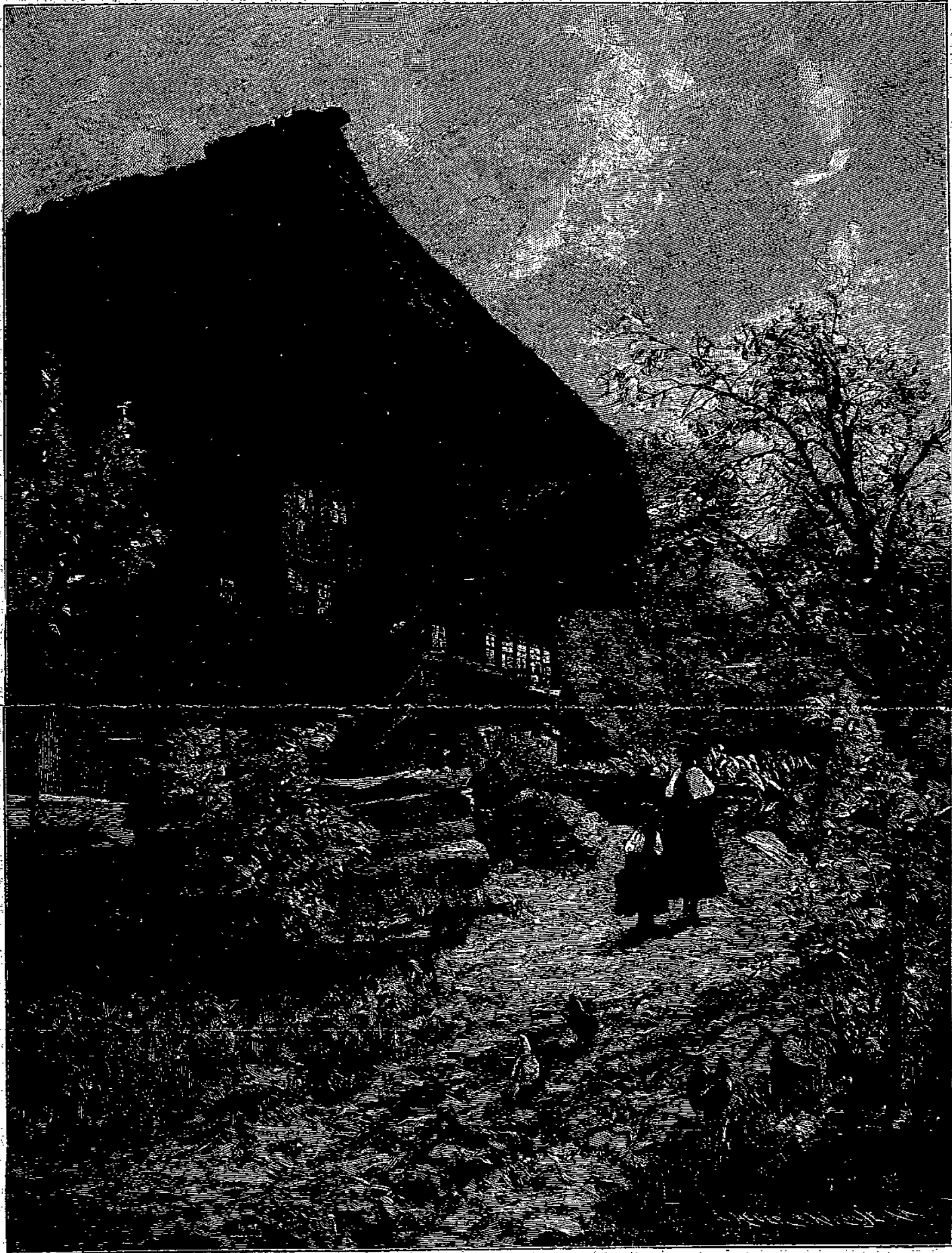
von der Menge der Gase und

der entstehenden Temperatur

abhängig sind, kommt für die

Art und Weise, wie ein Spreng-

stoff wirkt, in erster Linie die



W. Hasemann: Bauernhaus im Schwarzwald.

verbietet sich wegen der zu gefährlichen Handhabung; auch ist die Schnelligkeit der Explosion so groß, daß selbst die stärksten Gewehrläufe davon gesprengt werden würden. Das Knallquecksilber wird in ganz kleinen Mengen in die Zündhütchen gefüllt, die, durch Schlag oder Feuer zur Explosion gebracht, ihrerseits die Explosion des Sprengstoffes hervorrufen. Ein Kilogramm Knallquecksilber ist für 50 000 Zündhütchen ausreichend.

Ein Körper, der unter dem Einfluß des detonirenden Knallquecksilbers nicht explodirt, kann im Allgemeinen für die Sprengtechnik nicht in Betracht kommen, dagegen soll ein brauchbarer Sprengstoff

Betracht, innerhalb deren sich die Explosion vollzieht. Je rascher sich der Vorgang abspielt, um so plötzlicher tritt der Gasdruck auf und eine um so größere Wärmemenge bleibt für die Arbeitsleistung frei; beim langsamen Verlauf der Explosion findet dagegen die Volumenvergrößerung nur allmählich statt und die Wärmeverluste durch Strahlung und Leitung werden erheblicher. Im ersteren Falle wirkt der Sprengstoff hauptsächlich zermalmend oder brisant, im zweiten Falle mehr zerbröckelnd und schiebend.

Kork.

Von Ultras Michol.

Die Rinde der Korkelche ist das, was man mit dem Namen Kork bezeichnet. Schon die Rinde eines zehnjährigen Baumes ist verwendbar, wegen ihrer großen Unebenheit, Porosität, starken Verholzung und geringen Elastizität, freilich nicht zur Herstellung von Pfropfen und anderen Erzeugnissen. Diese Korkbildung, Astfort, Jungferfort, Zierfort, ist für den Waldbesitzer oder Pächter ein fast wertloses Produkt, was schon daraus zu ersehen ist, daß dieser Zierfort in unseren Seestädten um acht bis zehn Mark pro Zentner zu kaufen ist. Wie diese Rinde vom Stamme gelöst wird, meist in ganzen Röhren, kommt sie zum Versand und findet in der Kunstgärtnerei zur Herstellung von Beeteinfassungen, Umhüllungen für Blumentöpfe, als Material für Blumentische und Spiegelrahmen Verwendung. Im Süden wird diese Korkrinde zum Dachdecken verwendet, wozu sie sich durch ihr geringes Gewicht, ihre Unverwundbarkeit, wie auch wegen ihrer Eigenschaft als schlechter Wärmeleiter besonders eignet.

Die Korkelche ist ein Baum des Südens. In völlig reinen Wäldern trifft man sie nur in ihrer eigentlichen Heimat, in Nordafrika, besonders in der französischen Kolonie Algerien, wo sie zur Zeit über 300 000 Hektar Waldfläche bedeckt, theilweise noch in frischem Anbau mit anderen Baumarten vermischt ist und forstwirtschaftlich kultiviert wird. Hier erreicht der Baum ein Alter von zweihundert Jahren, eine Höhe von über zwanzig Metern, bei einem Durchmesser bis zu anderthalb Metern; in Europa findet man nur in Südspanien um Gibraltar und Granada, in Portugal in der Provinz Alentejo solche riesige Exemplare. Weiter nördlich, in Catalonien, Südfrankreich, Corsica, erreicht der Baum nur ein Alter von durchschnittlich hundert Jahren. Der Stamm wird leicht hohl und das Holz kann nicht als Brennmaterial verwendet werden. Im Gegensatz zu unseren deutschen Eichen ist die Korkelche äußerst spärlich belaubt; ihre Blätter sind klein, werden aber doch zur Mast verwendet. Das Holz ist hell, ähnlich dem unserer Eiche, aber bedeutend härter; wegen seiner Spröde ist es nicht die Verarbeitung, wie unsere milden, mitteleuropäischen Eichenholzer.

Die eigentliche Korkrinde oder -Gewinnung beginnt, wenn der Baum ein Alter von zwanzig bis fünfzig Jahren erreicht hat, und wird dann weiter in Abständen von zehn bis zwölf Jahren vorgenommen. Die Korkrinde respektive Korkbildung nimmt durchschnittlich zwei Millimeter im Jahre an Stärke zu. Wenn läßt sich das nie bestimmen, da die Rinde ungleichmäßig wächst. So kann man namentlich an allen reifen Korkelchen beobachten, daß die Korkrinde auf der gegenwärtigen Seite des Stammes qualitativ wie quantitativ besser ist, als an der Rückseite.

Ein anerkannt vorzügliches Produkt liefert Catalonien, und hier der Alentejo die Provinzen Breda und Gerona; in letzterer Provinz giebt es vorzügliche Erzeugnisse. In Portugal sind die Korkelchen meist mit anderen Eichenarten vermischt, von geringer Ausdehnung und befinden sich zum größten Theile im Besitze deutscher und englischer Firmen.

Die eigentliche Ernte wird im Sommer mit Hilfe kleiner, gehogener, sehr scharfer Äxte durch Zugs- und Querschnitte am Stamme vorgenommen. Es ist dies eine etwas schwierige Arbeit, da bei der geringsten Berührung durch Messer oder Äxte die Rinde der unteren zarten grünen Rinde der Baum absterben kann. Darum darf auch nie zur Zeit des größten Saftflusses begonnen werden, sondern geschäftlich im Hochsommer, nachdem durch die Hitze die Rinde sich gelöst hat, wird die Rinde gelöst und hellfarbige Korkelche gewonnen.

In Catalonien werden hierfür ganz besonders geübte und erfahrene Arbeiter verwendet, welche in der letzten Jahreszeit als Handwerker oder an Korkelchenerzeugung in Fabriken thätig sind.

Hier in den Provinzen Gerona und Breda wird der beste Kork gewonnen und durch geübte Arbeitskräfte zu einem tadellosen Produkt verarbeitet. Doch hält auch hier noch die überaus billige Kinderarbeit den Ginzug der vollendeten Maschinen theilweise auf. Hauptstapelplatz für Korkerzeugnisse außer Barcelona ist der kleine Hafen S. Felu de Guigols, eine Bahnstunde südlich der Provinzhauptstadt und Festung Gerona. Die Korkschalen werden hier frisch vom Stamme weg in Stöße geschichtet, wie bei uns die Bretter, und ordentlich beschwert, damit sie gerade und flach werden. Nach dem Trocknen werden auf beiden Seiten die sandigen Krusten abgekratzt, die Schalen in Wasser gekocht, um sie leicht und geschmeidig zu machen, dann nach den verschiedenen Stärken sortiert, in Ballen gepreßt und als Rohmaterial verhandelt.

Der Handel mit Kork und Korkerzeugnissen ist ein sehr ausgedehnter; seine Stapelplätze befinden sich meistens in Seestädten, in Algier, Genua, Marseille, Barcelona, Lissabon, Porto, London, Bremen, Hamburg.

Die eigentliche Verarbeitung des Korks zerfällt in zwei Arten: in die Herstellung von Korkwaren und in die Verarbeitung von Korkabfällen; bei beiden Arten giebt es Hand- und Maschinenarbeit.

Von Korkwaren sind in erster Linie die Korkpfropfen oder -Stöpsel zu nennen, welche das Hauptprodukt in vielen Dutzenden verschiedener Größen und Sorten darstellen. So giebt es Mixtur-, Champagner-, Wein-, Bier-, Mineralwasser-, Seif-, Fass- und Flaschenstopfen von 50 Millimeter Durchmesser bis herab zum kleinsten Mixturkork. Die großen Korkstümpel sind immer löcherig. Nur die Korkschale von Mittelstärke giebt das dichteste, gleichmäßigste Material; aus ihm werden hauptsächlich die Champagner- und Sektstümpel geschnitten. Der Kenner unterscheidet leicht die mit der Hand geschnittenen Korkelche von denen, die mit der Maschine hergestellt wurden; die Maschinenpfropfen sind zirkelrund.

Maschinen für Stüpfelfabrikation giebt es gegenwärtig verschiedene Systeme. Meist sind sie für Fußbetrieb eingerichtet; doch auch solche für Hand- und Kraftbetrieb giebt es. Die vollkommensten Maschinen werden in Südfrankreich fabrikt, von sehr stabilem Bau und heutzutage einfacher Konstruktion, so daß dieselben von Frauen und jüngeren Arbeitern bedient werden können. Marseille wird zur Zeit mit der Fabrikation von Maschinen, der Herstellung von Korkerzeugnissen, wie auch als Handelsplatz mit Rohmaterial den ersten Rang in der gesamten Korkindustrie einnehmen. Die Fabrikanten sind zugleich Pächter der algerischen Korkelchenerwälder. Die Gewinnung des Korks wird meist mit Hilfe von Eingeborenen, Arabern, vollbracht, welche von französischen Aufsehern geleitet werden. Die Lohnverhältnisse der Arbeiter dieser Branche sind in Südfrankreich weit besser, als in allen übrigen Produktionsländern; durch die vollkommene Maschinenarbeit wird hier die Handarbeit immer feltener. Eine geübte Arbeiterin schafft mit den neuesten Maschinen bei zehnpündiger Schicht 5000 Weinstöpsel aus dem Rohmaterial in Streifen und Würfel, zylindrisch und fertig genau abgegriffelt, während ein gewandter Handarbeiter nur circa 1200 Pfropfen gleicher Größe schmiedet.

Das Material wird, nachdem es nach der Stärke sortiert ist, mittelst Kreismesser geschnitten. Diese Kreismesser werden auf kurze Stahlstümpeln festgeschraubt, an denen zugleich der Schaulauf festigt, laufen zwischen Körnerstößen, so daß die Reibung auf das Geringsste reduziert ist, und können durch Rückwärtsdrehen der einen Spitze im Augenblick ausgetauscht werden. Um das Zwingen des elastischen Materials zu verhindern, läuft das Kreismesser unten in einem Nesselbehälter mit darüber gespannten Wollkappen, so daß hiermit jedes Spritzen und die starke Reibung, Herablassen verhindert ist. Da die Messer immer haarhart sein müssen, ist unter dem Tisch zu beiden Seiten des Messers noch ein kleiner Schleifapparat angebracht, bestehend aus zwei Schmirgelrädern feinsten Körnung. Durch Schrägstellung derselben wird das Messer immer haarhart gehalten, ohne übermäßig abgenutzt zu werden, indem diese

Mädchen nur geringen Druck ausüben. Der Tisch aus trockener Hornplatte ist leicht zu verstellen; die Breite der zu schneidenden Streifen und Würfel wird durch eine ebenso leicht zu verstellende Messinglinie nach jedem beliebigen Maße angegeben. Das Schneiden mit diesem Messer erfordert natürlich Kraftbetrieb sowie geübte Arbeiter, ist völlig staubfrei und sparsam mit dem Material.

Die Korkwürfel werden sodann auf besonderen Maschinen rund, zylindrisch oder konisch geschnitten. Die beste Rundschneidemaschine schneidet von den Mittelgrößen bei gleichmäßigem Material in der Stunde 600 Weinstöpsel rund. Auch besondere Zählmaschinen giebt es; ist eine bestimmte Zahl voll, ertönt jedesmal ein Glockensignal.

Der Kork hat in neuerer Zeit mannigfache Verwendung für gewerbliche Zwecke gefunden. So wurden bei dem Aufschwung der Fahrradindustrie die Fahrradgriffe meistens aus Kork geschnitten; auch für Einlegehölzer für Schuhe, als Schutz gegen Nässe und Kälte, für Pfeifenhölzer, Federhalter, Schwimthermometer wird Kork verwendet. Sehr praktisch läßt sich Kork bei einiger Übung vom Drechsler auf der Drehbank verarbeiten. Die Fahrradgriffe werden auch fast alle vom Drechsler geschnitten, ebenso Federhalter, Korkringe zu Sicherungen usw.; auch läßt sich Kork mit feinen Messeln und Feilen bearbeiten, doch nie so glatt und sauber, als mit Messern.

Sämtliche Werkzeuge zum Korkschneiden verlangen eine Behandlung ähnlich den Rasirmessern; sie müssen vorzüglichem Stahl sein, bei jedem Schrittl abgezogen werden und etwas gefettet sein, damit sich das elastische Material leichter durchschneidet, und ab- und zu auf einem feinen Netz oder Abziehfleisch geschärft werden. Diese Steine werden jetzt in Fabriken speziell für diese Werkzeuge aus geschliffenem Schmirgel in verschiedenen Körnungen künstlich hergestellt und finden durch die gleichmäßige Härte allgemeinen Anklang.

Das Schneiden der Pfropfen als Handarbeit wird in den verschiedenen Ländern verschieden gehandhabt. Meist werden zu den einfacheren Arbeiten noch schulpflichtige Kinder angeleitet, welche es durch fortwährende Übung oft zu tüchtigen Korkschneidern bringen, ehe sie noch die Schule verlassen. Ueberhaupt ist dieses Pfropfschneiden infolge der Massenproduktion thätigstlich nur Hausindustrie und erinnert häufig an die Spielwarenindustrie Thüringens und des Erzgebirges. Diese Hausindustriellen sind direkt vom Unternehmer, der oft auch Waldbesitzer, Exporteur oder Fabrikant ist, abhängig. Der Arbeiter nimmt beim Verarbeiten das Material der bestimmten Stärke, schneidet die Platten mittelst scharfer Messer in Streifen und die wieder in kurze Stücke von bestimmter Länge, in Würfel. Trotzdem dieses Zuschneiden sehr leicht aussieht, verlangt es doch mehr Übung und Erfahrung, als das Rundschneiden, da hierbei nicht allein die unebenen, sondern auch die schlechten, rissigen, löcherreichen Stellen beachtet werden müssen und Alles sehr rasch vor sich gehen muß, wenn der Arbeiter verdienen will. Dabei mag erwähnt werden, daß sich Kork nach allen Richtungen schneiden läßt, denn „Stirnstellen“ und „Langholz“ giebt es bei dieser gleichmäßigen Rinde nicht.

Das Messer wird beim Rundschneiden mit dem Rücken in einer Nutze oder Rinne des Arbeitstisches oder Brettes festgestemmt und der Würfel durch gleichmäßiges Andrücken an die scharfe Messerschneide rundgeschält; doch ist ein handgeschüttener Pfropfen nie so genau und zirkelrund zu schneiden, als ein Maschinenkork. Anderwärts werden die Pfropfen frei an der Brust gerundet, indem sich der Arbeiter ein Stück Korkschale oder Leder vorbindet und so hantirt. Die Vortheile und Methoden beim Handarbeiten sind eben mindestens so zahlreich, wie die verschiedenen Maschinenysteme der Branche.

Bremen und Delmenhorst sind Hauptorte der deutschen Korkindustrie, doch giebt es auch in Hamburg, Altona, wie überhaupt zur Zeit in fast allen größeren deutschen Städten Korkschneidereien.

Namentlich in neuerer Zeit, seitdem Kork für gewerbliche Zwecke, aber hauptsächlich als Isolir-

material gebraucht wird, hat diese Industrie sich in Deutschland mehr und mehr ausgedehnt. Speziell in Bremen und Umgegend sind viele Hunderte mit der Korkverarbeitung beschäftigt. Sämtliche sich aus dem Korkverarbeiten ergebenden Abfälle, Späne werden mittelst eigens zu diesem Zwecke gebauter, mit Kraft betriebener Maschinen zu feinem Pulver in verschiedenen Körnungen vermahlen resp. zerschneiden. Dieses Korkmehl steht je nach dem Feinheitsgrade in hohem Preise und findet die verschiedenartigste Verwendung. Grobgemahlene wird, in Verbindung mit Zement, Gips, Asbest und sonstigen Bindemitteln, zu Isolierzwecken, Korksteinen usw. verwandt, während das feine Pulver zur Linoleumfabrikation ein begehrtes Produkt bildet.

Kork ist infolge seiner schlechten Wärmeleitung, Unverwesbarkeit, seines schlechten Brennens, wie seiner Undurchdringlichkeit gegen Gase und Flüssigkeiten zur Zeit das beste Isoliermaterial. Berühmt ist das Korkkloster Santa Cruz in Portugal, dessen Zellen in den Felsen gehauen und zur Abhaltung der Feuchtigkeit mit Korkschalen ausgekleidet sind. Bei uns in Deutschland wird Kork nur in Verbindung mit anderen Materialien benutzt; es existiert bereits eine Anzahl großer Fabriken, die

hauptsächlich Korkisoliermaterialien fabrizieren, die zum Ueberkleiden von Dampfrohren, Kesseln, in Eisfässern und Eishäusern zum Isolieren der Wände Verwendung finden. Wird zum Beispiel ein Dampfessel mit Kork isoliert, so mildert dies einerseits die Temperatur im Maschinenhause ganz bedeutend, während andererseits durch das Zusammenhalten der Wärme in den Kesseln reichlich Ersparnisse an Brennmaterialien erzielt werden. Bei beschränkten Räumen, wie Dampfmaschinen, macht sich Korkisolierung ganz deutlich bemerkbar, besonders bei einer Tropenfahrt. Diese Korkisolierungen werden in verschiedenen Bindungen hergestellt und von den beteiligten Fabriken meist geheim gehalten.

Korksteine, ein Gemenge von grobem Korkmehl mit Asbest, Zement oder Gips, sind sehr leicht, von rauher Außenfläche, lassen sich aber bequem mit Sägen schneiden, mit Schrauben oder Stiften festmachen. Sie finden Verwendung bei leichten Bauten, als Zwischen- und Isolierwände. Mit besonderen Bindemitteln hergestellt sind die Korksteine auch im Freien verwendbar für kleine Bauten, lassen sich auch mit Farben beliebig übermalen. Namentlich auf Ausstellungen trifft man häufig solche Korksteinhäuser.

Verdicktes Leinöl, feines Korkmehl und etwas Harz, mit besonderen Misch- und Knetmaschinen zu einem gleichmäßigen Teige gemengt, giebt die Grundmasse des Linoleum. In England erfunden, wird es heute nach verbessertem Verfahren in großartig angelegten Werken auch in Deutschland hergestellt. Zwischen hohlen, glatten oder gravirten mit Dampf geheizten Walzen wird dieser Korkteig, ähnlich dem Papier, zu einer dünnen Schicht auf beliebige Breiten und Längen wie Stärken gewalzt. Diese hellbraune, weiche, elastische Decke ist das Linoleum, wie es aus den Walzen läuft. Die Oberfläche wird meist in den verschiedensten Dessins mit Farben bedruckt, mit dickem Lack überzogen und die untere Seite mit einem Gewebe beklebt und gepreßt. Linoleum ist heute der beliebteste Fußbodenbelag, da es nicht nur den Schall dämpft, sondern auch vom sanitären Standpunkt den gewebten Teppichen vorzuziehen ist, da dieser Korkteppich für Nässe und Staub undurchdringlich bleibt. In Krankenhäusern, Bädern, Heilanstalten aller Art, als Belag für Treppen, Korridore, Wohn- und Schlafzimmer findet das Linoleum, das zudem verhältnismäßig billig ist, reichliche Verwendung. —

— Weisser Mohn. —

Erzählung von Elisabeth Möhring.

Auf einem Segelboote trugen sie Hatje Kristen über das Watt, und die Frauen und Mädchen der Hallig drängten sich herzu. Die Kristen's Sohn den Gruß zu bieten und zu schauen, wie Einer aussteht, der aus dem Grauen da oben hinter Tromps kommt, wo die Nacht so ewig lang ist.

Hatje, der Wiederkehrer, aber lag mit geschlossenen Augen. Es war wohl die Scham vor dem Blick der Harmlosen, die nichts ahnten von der Nacht, in der er gewesen war.

Das Haus war oben auf der stillen Warf, wo nur noch das Schulhaus und der Kirchhof mit den vielen schiefgehenden schwarzen Kreuzen lag, und die Kirche, die keinen Pastor hat und keinen Glockenmund.

Am Statet des kleinen Gartens ohne Strauch und Baum stand Karen, Hatje Kristen's Braut. Sie hatte keinen Zug von einer Braut in ihrem hübschen Gesicht, und in den Mundwinkel lag es wie bittere Sättigung. Als sie nun ihren Ohm Ole mit dem Zuge den Aal herauf kommen sah, der zur Werft hochfährt, trat sie zurück in die dunkle Hausdiel. Dieer Haas, der Sinter von den Bieren war, die den Lahmen Riesen trugen, sollte nicht glauben, daß sie Hatje Kristen entgegen schritt. In dem tiefsten Winkel hockte sie nieder und hülste mit unsicheren Fingern die Borren aus, die der alte Johannes für Hatje gebracht, der Borren mit Essig und Del so gern aß. Nun würde ihr langes Leben nur ein Arbeiten für den Wiederkehrer sein, der ihr nichts dafür gab. Die jungen Frauen ihrer Fremdschaft würden sie bemitleiden und glücklich ihre Kinder küssen, und wenn die groß waren, würden sie sich die Geschichte von Karen Jensen erzählen, die Hatje Kristen, der verkommen wiederkam, die Treue hielt.

Hatje Kristen und Karen Jensen waren eigentlich immer verlobt gewesen. Sie waren gleich alt und gleich wohlhabend und gleich gesund, und der Frieser von den Inseln meint, daß Gut und Blut beieinander bleiben müssen. Als Hatje als Siebzehnjähriger zum ersten Male aus den Watten kam, um zwischen Hamburg und Dover zu fahren, war Karen ganz zu ihnen auf die Schulwarf gekommen, weil sie Waive geworden, und als Hatje dann nach einem Jahr auf Urlaub kam, hielt sie statt der Mutter, die anständig gestorben, den Besel sauber. Die Delfter Kadetten waren blank und das chinesische Porzellan stand wie sonst Stück um Stück im Wandschrank, der Sand knirschte auf dem Fußboden und unter dem Ofen standen trockne Knerkens. So war

Alles wie vor seiner Reise, und Hatje sagte wohl hundertmal: „Oha, Deern, dat wör.“

Und dann kam doch die Sehnsucht nach der Mutter, in deren Wandbett nun Karen schlief, und er warf sich auf das Lager, neben dem auch noch, wie sonst, die uralte Wiege stand, als ob für das alte Ding gar kein anderer Platz im Hause wäre.

Hatje war damals noch nicht weit gewesen und seine Sinne waren noch halb im Schlaf, obwohl die Neugier sie auch schon mit schönen Fingern angekippt hatte, denn Dies- und Das hatte der große Friesenjunge doch auch in Hafenkneipen gehört und gesehen — und dann die Waive an Bord, und schließlich war er nun doch in den Jahren. Er hatte an die Mutter denken wollen, aber er sah Karen an, die vor ihm stand und allerlei von dem Menschenschlag auf dem festen Lande wissen wollte, und dabei hatte sie den einen Fuß auf das Schaufelbrett der Waive gesetzt, daß das stille Ding in's Schaukeln kam.

„Oha, Karen!“ sagte Hatje und langte nach dem Mädchen, das roth wurde und die Wiege in Ruhe ließ. Aber er dachte, daß die frische Karen später einmal die Wiege rücken sollte. Wenn er in den Tagen mit ihr zu Upatten bei Bekannten ging, that er sehr wichtig und rühmte ihren Porrensalat und die krossen Knerkens. Natürlich that die kleine Hallig sie zusammen, und Karen hatte nichts dagegen.

Summer wieder fuhr Hatje zwischen Hamburg und Dover und schließlich auch weiter, aber wenn er wieder kam, war immer wieder dasselbe stille Freien auf der Warf mit den Gräbern. Als Hatje vierundzwanzig war und eine eigene Nacht hatte, die für Fahrten an der norwegischen Küste bestimmt war, wurde Karen seine Braut, und ihr kleines Erbe steckte in Hatje's Schiff. Sie hatte auch nie an einen Anderen gedacht als an Ohm Ole's Sohn, den Alle schuldig fanden. Die jungen Dirnen auf den anderen Warften waren ihre Freundinnen, und die hatten Alle die gleiche, stille Liebesgeschichte, die sie ruhig schlafen ließ. Darum waren sie Alle gesund und ihre blauen Augen waren ohne die Schatten schlechter Nächte. Hundert Schiffe kamen vielleicht nicht wieder, aber tausend kamen heim, und Hatje's Nacht war tüchtige Arbeit; und schließlich lag's bei Gott, wie es kam. So war Karen eine ruhige Braut, und da sie ihres alten Ohms Hause, das ihr einmal gehören würde, vorstand und sie ihre Mühe hatte, bekam sie früh etwas Fräuliches.

Als Hatje vierundzwanzig war und den kleinen silbernen Ring trug, den Karen für ihn in Husum gekauft, that er die erste Fahrt auf einem eigenen Schiff; und er wollte Gold in die Wiege schütten, die Karen einmal rücken sollte. So kam er in

manchen Hafen und in manche Kneipe, wo es Grog gab und Gesang und norwegische Dirnen, die ihre bunten Schürzen aufhielten, wenn sie die Lippen bieten sollen. Und da es Winter war, wo es Abends gut thut, im Pfeifenqualm zu sitzen und beim Grogdampf Sinne und Körper zu wärmen, und da Hatje nun auch schwache Sinne hatte, da er vierundzwanzig war, fand er eine kleine Dirne, die ihm wärmer dünkte als Karen. Sie war so klein und zierlich; wenn er den weiten Rock aufschlug, konnte sie sich ganz an seiner Brust verkriechen. Das hatte er gern — dann wärmte Einer den Anderen. Karen war groß und breit und ihr hübsches Gesicht hatte starke Knochen, und nicht eine Locke fiel in die kantige Stirn. Sie sah auch nie wild und begehrtlich aus und machte darum auch nicht begehrtlich. Die Kleine aus der Hafengasse aber war wie eine unruhige Möwe oder wie eine Seeschwalbe, die man fangen möchte, um sie zu streicheln.

Und was Hatje auch so gern hatte, das war das Singen. Sie hatte selbst eine Gitarre, zu der sang sie traurige Lieder, und zur Harmonika des Wirthes sang sie lustige, bei denen sie mit den Augen etwas versprach. Karen sang auch, und früher hatte Hatje ihre Stimme leiden mögen, aber es war nichts an ihrem Gesang gewesen, was ihn gelockt hätte. Das Lied war nur auf ihren Lippen, und ihre stillen Augen wußten nichts von ihm. Ueberhaupt Karen. Wenn er nun an sie dachte, mußte er das fremde Mädchen fest an sich drücken, um wieder warm zu werden. Er mochte nicht fort aus der Stadt, wo Nanja nach ihm Andere Locken würde. Aber Gold kostete es da in der grauen Gasse, wo die Menschen nicht machten, daß ihnen der Herrgott auf die Finger sah, denn sie hatten die Stockwerke der Häuser so aufeinander gesetzt, daß dem Himmel nur ein kümmerlicher Durchguß blieb. Als Hatje merkte, wie das Geld dort rann, dachte er, daß die Leute wohl wüßten, warum sie den Herrgott aussperren. Und er wollte raus aus dem schmutzigen Dunkel. Seine Hallig sah er, die am liebsten den Himmel aufgefangen hätte, und er sann sich heraus aus dem Hafenslärm und sah auch Karen, die blonde ruhige Karen, die ihrer Eltern Geld ihm anvertraut, weil er ihren Ring trug. Da schämte er sich und wollte am anderen Tag fort.

Aber das kleine Mädchen wollte das nicht dulden, und sie wußte, wie Kiesen sind, wenn sie etwas nur halb und aus Neue wollen. Darum weinte sie, und auf Hatje's gefaltete Hände fiel eine heiße Thräne. So etwas hatte er noch nie erlebt; und Karen's Thränen würden nicht so heiß sein, wenn er nicht wiederkam, denn zu Karen paßte das wilde

Weinen nicht. Aber sie war doch schön, so eine brennende Thräne, und die Hände, die er gefaltet hielt, um nicht in Lodung zu kommen, lösten sich, um Nanja die glühenden Tropfen aus den langen zitternden Wimpern zu wischen. Nanja erzählte ihm dabei von ihrer Mutter, der sie Geld heimbringen wollte, das Geld aus der Taschenschenke, wo Alles schmutzig ist. Da, wo die Nacht eine Gwigkeit über Wissen und Oeden liegt, da oben hinter Tromsö, wo im kurzen Sommer der Mohr weiß blüht, hatte Nanja ihre Mutter wohnen. Wie hübsch sie von da oben erzählte, wo die Welt eine blutige Sonne hat und im kurzen Sommer schneeweiße Schlafblumen, weil nach ihm die ewige Nacht kommt. Es war wohl eine bunte Lüge, aber Hatje Kristen fand sie schön, und durch die Liebesnarheiten der letzten Zeit war sein Hirn immer rege, und der starke Grog hielt das schöne Fieber fest. Weißer Mohr! Nothen hatte er gesehen, und er hatte ihn leiden mögen, weil er so ängstlich flatternde Blätter hat und einen zitternden feinen Stengel, den der Wind dreht, wie er will. Aber weißer Mohr? Felder mit weißen ängstlichen Mohrblumen? Und aus diesen seltsamen Feldern war Nanja, die ihm nun wie eine Mensch gewordene weiße Blume vorkam. Und sie schaute sich in ihre Felder zurück und weinte dazu? Da versprach er ihr, daß er sie mit seinem Schiffe wieder hinauffahren wolle zu ihrer Mutter im Fjordwinkel. Sie wollte es nicht glauben und zog ihm als Pfand den silbernen Ring vom Finger und schob ihn auf ihre Brust, weil das Herz da schlug, das ihn lieb hatte. So sagte sie. Karen's Ring aber mußte Hatje wieder haben, und da kam es, daß er fühlte, wie heiß das kleine Mädchen aus Tromsö war.

So kam denn Alles — und als er sein Gold mehr hatte, war das kleine Mädchen aus Tromsö kalt wie der Wind im Fjord. Gold sollte er holen,

viel Gold für die Armut in der Tromsöer Nacht. Und er sollte das Boot verkaufen, denn er hatte gepirht, daß er ein eigenes habe, als eines Abends die Augen des Mädchens zu Einem flogen, der viel draufgehen ließ und sie anblinzelte, wenn er auf seine klingende Geldtafel schlug. Karen's Boot verkaufen und mit Karen's Geld dahin gehen, wo die Blume des Schlafes todtenblau blüht. Mit Karen's Geld in die große Nacht gehen.

Als er das dachte, schlich Hatje aus der Schenke, wo Alle schliefen, als ob sie eine Stimme aus ihrer Seele todtstöhnen müßten. Er war aber noch nicht an der Ecke, wo die Gasse zum Hafen niedersteigt, in dem feur und Karen's kleines Schiff im unruhigen Wasser schwankte, da war das Mädchen bei ihm und buckte den niedlichen Kopf in seinen warmen Hals, der ihm etwas Wohlhabiges gab.

„Ich habe Deinen Ring — zu Hause in meiner Kammer habe ich ihn,“ flüsterte sie, und ihr heißer Athem rann ihm über den Körper.

Karen's Ring mußte er heimbringen — ihr Boot und ihren Ring.

So kam es, daß Hatje Kristen mit dem Mädchen ging, das aus der Nacht war. Er wollte den Ring retten und verlor das Boot dabei und sich selbst obendrein. Und seine Leute gingen auf andere Schiffe.

Die Frauen und Bräute auf der Hallig lebten dem Frühlingmond entgegen, mit dem die meisten Männer heimkamen. Knerkens und Gottschens wurden gebadet und standen unter dem Ofen im Besel, und aus Dufum kamen Tulpen und Hyazinthen und Krots für die geschnittenen Fenstersimse.

Heute kam ein Boot und morgen ein anderes, und Karen schickte immer wieder Die Kristen zum Watt, um bei den Anderen nach seinem Sohn zu

fragen. Aber der Alte mochte nicht fragen — Hatje war sein Einziger, und der einzige Kristen überhaupt — nein, der Alte konnte nicht fragen. Am Ostermontag pilgerten Alle über den Schlak, weil drüben auf der Pfarrhallig gebaukt wurde für die Heimgekommenen. Und Karen schickte ihren Ohm Ole auch hinüber, als die zitternde Kirchenstimme von Hooge ihr Lallen anhub.

Karen aber blieb in dem todtsillen Besel, wo Hatje's Mutter ihr an den blauweißen Wandtächeln die Geschichte vom verlorenen Sohn und vom Sündenfall und von Magdalena, der Ehebrecherin, erzählt hatte, und wo die Wiege stand, auf der hünne Wögel auf grellen Blumengewinden sich wiegen und an deren Kopfsche die Geburtszahlen der Kristens eingekerbt waren.

Karen hatte auch Hyazinthen von Dufum kommen lassen und die Vorhänge an den Wandbetten gewaschen und in frischen Falten aufgesteckt. Sie hatte auch dabei dies und das gedacht, was sie mit den jungen Frauen und Mädchen der Freundschaft geküßert — gewiß geküßert, weil's etwas Heimliches war. Und sie war eine gesunde Dirne an Leib und Seele, ruhig und treu und des Kommenden froh.

Nach der Blume mit den vielen hellblauen Glöckchen und nach den knusperigen frischgebakenen Halligkuchen duftete es um Karen — nach Kuchen, mit denen man Kindern die Thränen trocknet. Da kam Karen das Lied vom schwarzen und vom weißen Schaf in den Sinn, und weil zur Kirchenstunde die Hände ruhen, zog sie die Wiege zum Fenster und rindte sie und sang dazu, und ihre hellen Augen wußten wohl etwas von dem Lied auf ihren frischen vollen Lippen. Das war ihre Liebe zu Hatje — ein Kind, auf das er sich einmal freuen sollte, wenn er es zwischen Herbst und Frühling sauer hatte draußen. (Schluß folgt.)



Hinter'm Deich.

Hinter'm Deich, weilt Du Schak,
Hinter'm Deich den Sonnenplatz?
Fieber'm Ginstler, über'm Schwanken
Jasfer hin das Spiel der blanken
Schmetterlinge. Jetzt ein Scherer:
Eine Flöte flüßt vorbei,
Ginnal auch, wie weit, weit her,
Dumpler Fuderschlag vom Meer.
Hinter'm Deich, menschenfern,
Kleine Nelken, Stern an Stern,
Kleine rotbe Nelken stunden,
Die wir uns zu Strängen banden,
Große Kinder, ich und Du,
Sachsen wir vergnügt dazu,
Sah'n dann wieder erschafft drein:
Darf man denn so kindisch sein?

Gustav Falke.

Wannenberg. Mit geschultem Kopf, daß Norden und reiche Schätze sich mit voller Wucht vorwölben, sich rasch das mächtige Meer. Und doch erhebt sich Alles voller Leben: die Hallen und Säulen des Hauses, die Tischdecken und Scherenspitzen des Saales, die herabstehenden Ähren. Mit einem Ausguck hat der Künstler oft das erreicht: daß er das Meer leben läßt an seinem linken Vorderfüße. Jedoch, eine verhängte Nebelwand warf benantes herein. Es ist ein Wonnepark, an die Freiheit geknüpfter Eder, den wir im Abbild zu sehen bekommen, an der Entfaltung der Kunstwerke, der Schwung der erhabenen Meer hätte mit seinen Wellen ein ganz anderes Bild ergeben.

Das Kunstwerk kommt aus dem in letzter Zeit viel genannten Professor Geyer in Flensburg. Die Stadt Berlin hat die Kunstausstellung für

42 000 Mark erworben und wird das Bildwerk im Humboldtshain zur Aufstellung bringen.

Bauernhaus im Schwarzwald. In den Nr. 27 und 28 der „Neuen Welt“ brachten wir einen Artikel „Haus und Hof“, in welchem auch das schwäbische Bauernhaus beschrieben wurde. Heute führen wir ein Schwarzwaldhaus im Bilde vor.

Stanzendach ist das riesige Strohdach, das wie eine edige Haube überhängt und rings um das Haus herum Schallziegel giebt und das grelle Licht des Sommertages abdämpft. Vor dem Hauseingang, der hoch gelegen ist, schiebt sich ein berandeter Holzvorbau, an dem man auf einer Stiege hinauffsteigen muß. Auf diesem Holzvorbau steht die Bäuerin und „schaut“ ein wenig mit den vorübergehenden Nachbarn, denen die Angustionne auf dem Wege von der Stadt zum Heimatshof, der über Wiesen und Hügel führt, tüchtig auf den Rücken gebrannt hat.

Die Florentiner Weberei im 14. und 15. Jahrhundert. Einen Ueberblick über den technischen Prozeß im Florentiner Wollgewerbe zur Zeit seiner höchsten mittelalterlichen Blüte giebt Alfred Doren im ersten Bande eines umfangreichen und empfehlenswerten Werkes: „Studien aus der Florentiner Wirtschaftsgeschichte“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger): Nach einer langen Vorbereitungszeit der zu bearbeitenden Wolle beginnt der eigentliche Prozeß der Weberei. Mit Hilfe des „Kreuzes“ — wie er noch heute bei der Handweberei sich im Gebrauch findet — werden die Strähnen des Scherwollens gleichmäßig vertheilt; dann wird die Kette auf den Webbaum aufgerollt, die einzelnen Fäden werden in die Maschen des Webelammes eingezogen und auf dem „Drahtbaum“ befestigt. Auch das „Schlaggarn“ wird, nachdem es verspinnen wieder — die Weberei gebildet ist, gezogen, geprüft, abgerichtet und sortirt, auf 24 Pfund „stame“, d. h. Garn für die Kette, erhält der Weber 45 Pfund „lana“, d. h. Garn für den Einschlag. Die Spulen für dieses sind im Gegenlage zu den längeren Spulen für das Scherwollens nur 1/2 Damm, also etwa 10 cm lang. Der ganze Schuß, wie er uns genau beschrieben wird, entspricht bis ins Einzelne dem bis ins 18. Jahrhundert allgemein gebräuchlichen. Er ist nach der Beschreibung vierstübig, hat dement-

sprechend oben vier Ratten; die regelmäßige Bewegung des Netzes wird durch zwei an jenen Ratten angebrachte Steine unterstützt, die langsame, gleichmäßige, nicht raschweife erfolgende Umdrehung des Zeugbaumes durch ein Zahnrädchen „rotella“ geregelt. Wegen der Breite der zu webenden Tuche erfordert der Florentiner Webstuhl zwei Arbeiter, zu beiden Seiten je einen. Das fertig gewebte Tuch wird dann aufgerollt nach der Weisheit zurückgebracht, wo die Fäden abgeschnitten werden; dort wird es auf einem Tische ausgebreitet, mit kleinen Messern und Bängeln ausgeraspelt, damit kleine Spandchen entfernt, Knoten zc., die beim Weben oder schon vorher entstanden waren, zertrennt werden.

Daran schließt sich dann — als erste der Fertigstellungsarbeiten — der Prozeß des Waschens und Entfettens in den sogenannten „purghe“ oder „purgatori“. In diesem Zwecke wird das Tuch zunächst zwei Stunden lang in heißem Wasser, dann mit Seife und Kaltwasser gewaschen; „bis der Schaum nach oben kommt“; endlich in kaltem Wasser abgeseift und darauf ausgepresst. Es folgt dann zur besseren Entfettung eine halbe Stunde lang eine Behandlung mit sogenannter „Wallererde“ (terra di purgo) in eigens dazu hergestellten Gräben, die mit kochendem Wasser gefüllt sind, bis die Tuche damit endlich in fließendem Wasser am Arno ausgespült und zum Trocknen, mit der verfilzten Seite (pelo) nach innen, an einer Mauer aufgehängt werden. In der Wallerei wohin das Tuch dann zum Zwecke der Verfilzung gebracht wird, bleibt es eine Nacht lang; dann wird es auf der Rückseite geschoren, d. h. die Fadennoten, die durch den Walkprozeß entstanden sind, werden wieder gelöst. Endlich schließt das Trocknen und Strecken in den Tuchspannereien (tiratoi), großen Gebäuden, die eine Anzahl von Tuchrahmen in vorgeschriebener Länge bergen, die Reihe der einzelnen Produktionsprozesse zunächst ab.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Das „Die Berliner Kunst“ eine Zeitschrift, die von dem Kunstwissenschaftler Dr. Ludwig Geismar, Berlin, herausgegeben wird.